

*Wolfgang Armbrüster leitet seit 1991 eine Therapie- und Lebensgemeinschaft für Erwachsene, die Aufgrund schwerer Verhaltensstörungen dauerhaft auf einer geschlossenen Abteilung der Psychiatrie leben mussten oder vor einer Einweisung dorthin standen. Im folgenden Gespräch berichtet er über die Grundlagen seiner Arbeit, sein Verständnis von behinderten Menschen, die unter schweren Zwängen, Aggressionen und Autoaggressionen leiden und dem Bemühen, sie in einer Lebensgemeinschaft aufzunehmen und ihnen zu helfen.*

*Wie hat Ihre Arbeit begonnen?*

Wir haben 1984 mit dem Verein „Hilfe für das autistische Kind“ einer Elterinitiative, eine Einrichtung gegründet. Die Eltern, deren Kinder vorher in anthroposophischen Einrichtungen waren, hatten den ausdrücklichen Wunsch, eine anthroposophische Einrichtung zu gründen. Wir haben damals mit einem Team um Helmut Reimer die Arbeit in Wuppertal etwa sieben Jahre gemacht. Dann kam es zu solchen Konflikten, dass eine Trennung nötig wurde, so dass das Gründungsteam die Einrichtung verlassen hat. Meine Frau und ich haben dann ein Jahr ambulante Arbeit gemacht, mit Menschen, die in den Troxler-Werkstätten gearbeitet haben, anschliessend habe ich in einer psychiatrischen Einrichtung auf der geschlossenen Station gearbeitet. Dann wurden wir von Eltern gefragt, inwieweit wir bereit wären, unsere alte Arbeit wieder aufzunehmen, da in der alten Einrichtung einige Betreute mittlerweile nicht mehr betreut werden konnten. Bei ihnen traten starke Aggressionen wieder auf, so dass sie wieder in die Psychiatrie gehen mussten oder vor einem solchen Schritt standen. Nach intensiver Überlegung haben wir zugestimmt, aber unter der Bedingung, eine andere Form zu wählen. Denn unser Weggehen aus der vorigen Einrichtung hatte vor allem damit zu tun, dass uns die institutionelle Form mit Eltern als Vorstand und Arbeitgeber in der täglichen Praxis immer mehr in Konflikte hereingebracht hatte, die wir nicht mehr mittragen konnten. Die Arbeit ist so schwierig, dass man zum einen sehr viel fachliche Kompetenz haben muss und zum andern auch sehr starken emotionalen Belastungen ausgesetzt ist. Eine Institution, die einen dazu noch fordert, indem sie selbst Konflikte hereinbringt, stellt da eine Überforderung dar. Sie brauchen, um so eine Arbeit zu machen, die Sicherheit von der Institution, in der Arbeitsweise verstanden und getragen zu werden. Wir hatten damals – und auch heute noch – den Ansatz, dass man aggressives Verhalten – mal mit Gegenaggressionen beantworten muss. Diese Gegenaggressionen müssen natürlich fachlich abgesichert praktiziert werden, das heisst, es darf nie eine Aggression in dem Sinne sein, den anderen zerstören oder ihm wehtun zu wollen, im Sinne eines Affektes. Es muss eine Grenze sein, mit der man signalisiert: Wenn du mich körperlich angreifst, bin ich auch durch Einsatz von körperlichen Mitteln bereit, mich so zu wehren, dass du mich nicht verletzen kannst. Nicht nur durch Gespräche und andere therapeutische Mittel versuchen, dem anderen in der Aggression Partner zu sein, sondern sich wirklich auf die Sprache und die Stufe, die Reife des Betreuten einlassen. Ich mache da ein Stückweit mit: Wenn eine Aggression die Zerstörung will – was wir ja durchaus kennen – sich hinstellen und sich als unzerstörbar zeigen, indem man in dieser Aggression bestehen bleibt. Oder, wenn Aggressionen aus dem Bedürfnis nach Kommunikation, nach Mitteilung entstehen, dem Betreuten in der Aggression das Gefühl vermitteln: „Ich bin nicht alleine dem ausgeliefert, sondern es gibt einen, der gibt Antwort, indem er versucht, mich zu halten, wenn ich kratzen, beißen will. Dann versuchen wir, diese zerstörerische Aggression abzuwenden in etwas Spielerisches, Streichelndes, Haltendes: dass da wiederum Nähe, Zuwendung entsteht und praktiziert wird. Das ist ein heikler Weg. Wenn Eltern von Betreuten gleichzeitig Vorstand und Arbeitgeber sind, dann sind die natürlich auch diesen Belastungen ausgesetzt, wenn das eigene Kind erlebt, dass der Betreuer nicht nur „liebvoll“ handelt, sondern im Sinne einer strengen Erziehung auch nach Antworten sucht, um grundsätzlich zu helfen. Da sind Eltern auch Ängsten ausgesetzt, die sie mit einer Funktion als Vorstand nicht mehr vereinbaren können. Deshalb konnten wir nur unter der Bedingung der privaten Trägerschaft wieder eine solche Arbeit beginnen. Das wurde vom Landschaftsverband Rheinland und auch der Stadt Wuppertal, die zunächst grosse Bedenken hatte, eingesehen, zumal die Alternative für die Betreuten die geschlossenen Abteilungen

und Fixierungen gewesen wären. Man hat uns einen Pflegesatz angeboten, und wir haben zunächst mit einem Betreuten angefangen und dann langsam erhöht, auf vier, fünf. Als es in Wuppertal zu klein wurde, haben wir diesen Hof in Halverscheid gefunden und sind dann im Laufe der Zeit auf neun Plätze gegangen.

Man kann diese Arbeit ja nur in einem Team machen und einem solchen, das keine Institution bildet, in dem sie als Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammenarbeiten, sondern ein Team, das – wie es ja auch die Anthroposophie sagt – seine Arbeit und seine Geschicke selbst bestimmt. Sonst gelingt diese Arbeit nicht, denn hier müssen sie mehr als den normalen Einsatz bringen und zu bestimmten Zeiten ihr eigenes Leben vollkommen in den Hintergrund stellen, um ganz für den Betreuten da sein zu können.

1994 sind wir hierher gezogen, und 1995 haben wir die rechtliche Anerkennung bekommen, was noch einige Hürden bedeutete und keine einfache Sache war. Seither sind wir eine anerkannte Einrichtung mit einem anerkannten Pflegesatz; im November 1998 haben wir begonnen, ein weiteres Haus einzurichten.

*Wie hoch ist Ihr Pflegesatz?*

240.– DM, wobei man sagen muss, dass der überwiegende Teil der Leute, die hier sind, wesentlich mehr gekostet hat, entweder in der Einrichtung oder in der geschlossenen Abteilung. Wir mussten, um anerkannt zu werden, nicht nur gut arbeiten, sondern auch vom Pflegesatz her kostengünstig sein.

*Hier im Haus sind dann neun Betreute und drüben...*

Vier, das soll dann auch auf neun wachsen.

*Ist das autonom?*

Das ist autonom und wird noch von mir begleitet. Ich bin da ein Stückweit eingezogen, wohne aber mit meiner Familie eigentlich hier.

Hier leben zwei Familien mit drei Kindern. Dann kommen noch Mitarbeiter von aussen dazu, die dann ihre „normale“ Arbeitszeit mit einbringen, in Urlaubssituationen aber auch hier im Haus mitleben.

Hinzu kommt, dass die Mitarbeiter von aussen, wenn es notwendig ist– in Krisensituationen – mit den Betreuten auch über ihre Arbeitszeit hinausgehend ihre Dienste machen und vor allem auch im Hinblick auf die Arbeitszeiten sehr flexibel sein müssen und auch sind. Auf der anderen Seite gibt es dann wieder ruhigere Zeiten, in denen man mit weniger Personal arbeiten kann und auch der eine oder andere Kollege dann eine Woche oder zwei nicht arbeitet, ohne Urlaub zu nehmen. In unserer Arbeit ist das gängige Arbeitsmodell nicht sinnvoll. Die Mitarbeiter arbeiten eben an sich selbst orientiert. Wenn sie keine Kraft mehr haben, dann machen sie frei und wenn sie wirklich ein Gefühl haben, dass sie drei, vier, fünf Tage mit einem Betreuten ganz intensiv zusammensein wollen, dann wird das im Team besprochen und dann läuft das.

*Und die Lebensverhältnisse Ihrer Mitarbeiter sind so flexibel, dass das geht.*

Das ist so. Es ist nicht unbedingt eine Voraussetzung, um hier zu arbeiten, aber es hat sich so entwickelt. Man hat hier durchaus mit unterschiedlichen Vorstellungen über die Arbeitszeiten begonnen, dann aber aufgrund des immer stärkeren Hineingehens in die Arbeit die Bedürfnisse der Betreuten erkennen können und eine ganz starke Motivation entwickelt, auch helfen zu wollen. Und über dieses Helfenwollen entwickelt sich ein Arbeitsmodell, nicht umgekehrt. Meine Frau und ich haben das für uns so und die Kollegen haben sich da immer mehr hineinentwickelt und leben das im Prinzip, ohne dass das besprochen worden ist, nach. Natürlich in geregelten Arbeitszeiten, aber doch so, dass jeder in besonderen Situationen in der Lage ist und es auch gerne macht, mit einem

Betreuten so intensiv zusammenzusein über mehrere Tage, dass er einfach helfen kann, in Krisen, bei Aggressionen, Nahrungsverweigerungen oder Angstzuständen. Dann lassen wir unsere Schichten sein und derjenige, der gebraucht wird, der lebt dann mit dem Betreuten mal rund um die Uhr. Man hat ja dann auch Erfolg und erlebt, dass man zur Normalität zurückkehren kann.

*Ihr Konzept ist sehr an dem einzelnen Erwachsenen orientiert.*

Für uns ist der einzelne Mensch, der hier lebt, das, woran wir alles orientieren, unsere Verstehensweise, wie wir an seine Krankheit, an seine Zwänge herankommen. Wir orientieren uns an seiner Biographie und an der Art, wie er lebt, was für Wünsche er hat, hier leben zu wollen. Wie er auftritt, vom Körperlichen her, vom Emotionalen, das wird alles diskutiert und wir versuchen, da einen roten Faden hereinzubringen und zu erkennen: Was will er? Wie will er leben, welche Art von Beziehungen will er haben, was für Wünsche hat er, die er sich nicht traut zu formulieren, weil er vielleicht denkt, dass er sie nicht erfüllt bekommt. Was für Ängste hat er? Diese ganze Problematik stellen wir auch in der Gruppe dar, den anderen Betreuten, im ihnen zu sagen: „Bitte habt Verständnis für ihn, (*bezieht sich auf einen Erwachsenen, der vorübergeht*), dass der z.B. jetzt hier nackt herumgelaufen ist. Ein normaler Heimpädagoge würde da vielleicht sagen: „Du musst dir jetzt was anziehen, weil die Gemeinschaft das nicht will. Das ist ein anderer Ansatz, und es ist auch sinnvoll, dass es ihn gibt, denn Anpassung an die Realität muss sein. Aber wir haben es mit so – sage ich jetzt mal – schwierigen Menschen zu tun, die sich nicht anpassen wollen und eher in eine Lebenssituation hineingehen, wo sie Aggressionen und andere schlimme Dinge praktizieren, als sich sagen zu lassen, dass sie eine Unterhose anziehen sollen. Eher schlagen sie eine Fensterscheibe kaputt darüber, wenn es auch eine Stunde später wäre. Wir versuchen, in der Gemeinschaft Toleranz und auch Verständnis bei jedem einzelnen zu entwickeln, auch wenn es z.B. mal nachts laut ist. Die Gemeinschaft ist für uns ein Alternativangebot, die sich findet. Es ist schön, wenn wir sie haben, aber es muss nicht sein.

*Rhythmische Zeiten, Essenszeiten...*

Die gibt's, aber es gibt auch einen Topf mit dem Mittagessen, wo man sich etwas nehmen kann. Wenn natürlich jemand so etwas ausschliesslich praktiziert, würden wir schon fragen: „Willst du nichts mehr mit uns zu tun haben? Warum kommst du nicht?“ Auch da würden wir dieses Vermeiden von Gemeinschaft dann diskutieren und uns fragen, was wir machen können, damit doch auch Gemeinschaft stattfindet. Wir lassen nicht jeden nur für sich alleine sein, sondern, wenn jemand im Sinne eines Vermeidungsverhaltens oder einer Angstproblematik der Gemeinschaft aus dem Weg geht, dann liegt darin auch eine Entwicklungsaufgabe. Oft liegen da Ängste, reale oder phantastische Ängste, vor Verhaltensweisen eine anderen Menschen vor. Wir versuchen, diese zu ergründen und eine Brücke zu bauen für den Weg in die Gemeinschaft hinein. Wir versuchen auch, Übergangsbeziehungen zu finden, wo der Betreute versucht, zunächst einmal mit einem Begleiter zu essen. Es gibt genug Mittel, um die Gemeinschaft als Ziel anzustreben. Aber wenn jemand alle drei Tage sagt, er habe keine Lust, mitzuessen oder er möchte mal den ganzen Tag im Bett liegen, oder er tut es einfach, ohne es anzumelden, dann haben wir keine Ansprüche, dass das nicht sein darf. Wir halten das im Gegenteil für ein ganz gesundes Verhalten, denn man braucht ja auch Zeit für sich allein. Wir haben nicht das Ideal, immer die Gemeinschaft anzustreben. Wir machen grundsätzlich keine Unterschiede zwischen dem, was wir praktizieren und dem, was die Betreuten tun. Wir haben hier nicht die Beziehung Pädagoge – Betreuer, Therapeut – Betreuer...

*Keine Vorbildbeziehung?*

Doch schon, aber nicht im Sinne einer Professionalisierung. Es herrschen die gleichen Rechte und wir machen die Erfahrung, dass uns die Betreuten sehr bewusst wahrnehmen, auch als Vorbilder

wahrnehmen und auch erkennen, was wir tun, wie wir leben, und was im Verhältnis dazu sie tun dürfen oder nicht. Dieses Thema ist auch eine Ursache von Aggressionen, denn gleich, wie schwer die Betreuten behindert, in ihrer sinnlichen Wahrnehmung eingeschränkt sind, so nehmen sie doch deutlich wahr, ob sie dieselben Möglichkeiten und Freiheiten haben wie ein Mitarbeiter. Sie können nicht nachvollziehen, dass zwischen Mitarbeiter und Betreuten eine Hierarchie sein soll. Die gibt es für sie nicht, zu Recht. Das ist eine grundlegende Geschichte hier, dass wir unsere Betreuten ganz individuell betreuen und versuchen, immer mehr Unterschiede zwischen Mitarbeitern und Betreuten wegfällen zu lassen. Darüber sind wir als Mitarbeiter auch ständig im Gespräch, wie es uns gelingt, uns partnerschaftlich und weniger erziehend zu verhalten im täglichen Umgang.

*Wie oft trifft Ihr Euch als Mitarbeiter in der Woche?*

Ständig. Wir bereden viel zwischendurch. Wir haben auch eine wöchentliche Sitzung, da besprechen wir in der Regel aber nur die Arbeitszeiten. Die eigentlichen therapeutischen Gespräche laufen hauptsächlich nach Bedarf, zwischendurch.

Wir sind ja auch Lebensgemeinschaft, uns was soll man machen, als miteinander reden, wie in einer Familie auch. Weil wir das Interesse haben, gemeinsam zu leben, haben wir die Sicherheit, dass wir auch miteinander sprechen. Wie ist das Verhältnis zahlenmässig zwischen den Mitarbeitern, die von aussen kommen und denen, die hier wohnen?

Die von aussen kommen, sind in der Überzahl. Hier wohnen nur vier, darunter arbeitet eine Frau als Lehrerin ausserhalb. Von aussen kommen zehn Mitarbeiter, zu ganz individuellen Bedingungen, auch hinsichtlich der Stundenzahl, darunter auch vier Zivildienstleistende. Das muss auch sein. Wir erleben, dass diejenigen, die von aussen kommen, viel frischen Wind hereinbringen, Kontakte herstellen zur Umgebung hier. Wir werden dadurch auch in den grösseren Umkreis integriert. Die Betreuten werden sehr viel eingeladen, zu Konzerten oder privaten Festen. Es ist hier kein Inseldasein, besonders durch Mitarbeiter von aussen.

*Die Familien hier haben genügend Raum für sich?*

Ja.

*Wie macht Ihr das?*

Wir schliessen unsere Wohnung ab, wenn wir ungestört sein wollen oder wir sagen, dass wir jetzt keine Besuche haben wollen.

(D.A.): Dies wird auch von den Betreuten akzeptiert. Da gibt es kein Konfliktpotential.

(W.A.): Es gab Zeiten, wo man das bewusst handhaben musste, weil Symbiosen und Fixierungen auf eine Person bei einigen unserer Betreuten vorlagen, was jetzt nicht mehr so stark ist. Da muss man sich Ablösungsgeschichten überlegen. Wir hatten etwa einen Betreuten, der es nicht akzeptieren konnte, wenn ich, nachdem wir eine Zeit zusammen waren, weggegangen bin. Dem haben wir dann erzählt, dass ich woanders arbeiten müsste. Da haben wir auch phantasiert. Die Realität hätte er nicht verkraftet. „Armbrüster fährt in den Urlaub? Nein, das gönne ich ihm nicht. Dann wären er so massiv geworden, dass ich hätte hier bleiben müssen. Was macht man da? Das phantasiert man eben auch mal wie die Betreuten und sagt: „Ich muss jetzt noch arbeiten, um Geld zu verdienen, denn wir müssen uns hier ja auch was leisten können. Das war dann für den Betreuten in Ordnung: „Wenn du da Geld verdienen gehst und ich habe was davon, dann geht das und ich bin lieb.“

Sie arbeiten auch mit psychotherapeutischen Mitteln und wenden nicht durchgängig das Realitätsprinzip an.

Das geht nicht. Wir eignen uns auch die Methoden der Betreuten an. Zu einem bestimmten Betreuten spreche ich, wenn ich meine Ruhe haben will, genau in der Weise, mit der er selbst in der entsprechenden Situation reagiert. Das wird verstanden.

*Eine Wirklichkeit aufbauen, an denen die Betreuten mit ihren Zügen Anteil nehmen.*

Ja. Das muss man können, ohne selber an seinen eigenen moralischen Werten zu verzweifeln, Schuldgefühle zu haben. Da muss man frei sein. Man muss sich bestätigen lassen dadurch, dass man dem Betreuten auf diese Weise hilft und sich selber auch. Auch dass wir unser eigenes Leben weiter im Griff behalten, ist eine Zielsetzung, die wir haben. An diesem Punkt verlangen wir auch die Anpassung des Betreuten. Und natürlich, dass der Betreute mit seinem Leben zurecht kommt, hier leben kann. Wir haben hier in diesem Bereich die Entscheidung: Wenn es hier nicht geht, dann geht es sonst nirgendwo ausserhalb der Station. Wir arbeiten im Grenzbereich.

*Das bringt Euch auch selbst an die Grenze.*

Ja. Gott sei Dank (lacht).

*Was sind die Grundlagen eurer Arbeit, die therapeutische Richtung, das „Menschenbild“?*

Auch da kann man eigentlich eine Entwicklung erzählen. Es ist einmal die anthroposophische Richtung, vom Menschenbild her, vom Umgang mit den Betreuten, besonders auch in der medizinischen Betreuung. Dann die psychoanalytische Richtung im Sinne des Verständnisses von Wirkungen in frühester Kindheit, im Umgang von Eltern mit ihren Kindern; im Verstehen von Erlebnissen, die verletzen und so stark traumatisieren können, dass eben Psychosen, Ängste entstehen; bis hin zu der Entwicklung, dass wir heute – wir erkennen das immer erst im nachhinein – gerade auch aufgrund der Mitarbeiter, die jetzt dazugekommen sind, der Ansicht sind, dass das Miteinander der verschiedenen Ansätze viel wichtiger ist. Wenn ich auf dem Tisch stehe, sieht das Zimmer hier ganz anders aus, als wenn ich unter dem Tisch stehe. Wir müssen zulassen, dass eben jemand eher impulsiv an die Sachen geht, oder jemand, der einfach durch sein Dasein, durch sein Zuhörenkönnen etwas bewirkt. In erster Linie geht es darum, dass wir dem Betreuten helfen wollen, dass Angstzustände oder aggressive Anfälle verschwinden. Wir setzen uns von Verhalten zu Verhalten zusammen und den Ansatz, das Weltbild, das dahinter steht, überlassen wir jedem selbst, denn das hat jeder. Und damit kommen wir prima zurecht. Denn dadurch verhindern wir, uns zu streiten. Als Team sich zu streiten, ist ja oft eine Möglichkeit, sich von den Schwierigkeiten und ungelösten Problemen in der Arbeit zu distanzieren. Man hat ja soviel miteinander zu tun, dass man sich ja,gerne um die Betreuten kümmern würde, aber die Spannungen untereinander kosten so viel Kraft.

Wir wollen hier keine Probleme mehr miteinander haben, auch, wenn wir sie haben. Dann ziehen wir es vor, unter vier Augen zu reden und aufeinander zuzugehen, aber in Teamsitzungen machen wir diese gruppenspezifischen Besprechungen nicht mehr, wo Konflikte des Teams bearbeitet werden. Wir empfinden das als Erleichterung.

*Keine Supervision?*

Nicht in der Gruppe. Ich nehme selbst gelegentlich Supervision, aber wir machen das nicht so, dass hier alle am Tisch sitzen und einer kommt, der dann die Aggressionspotentiale der Mitarbeiter löst. Das hilft nicht. Wir Mitarbeiter haben auch diese Erfahrung in anderen Einrichtungen gemacht und sind zu dem Schluss gekommen, dass man auch eine gewisse Reife haben muss, dass wir als Team auch Konflikte einfach mal geduldig abwarten, ob sie sich nicht lösen mit der Zeit. Ich muss auch reif genug sein, bei bestehenden Antipathien miteinander arbeiten zu können. In dem Sinne verdrängen“wir.

Solche Konflikte können ja auch ein Inhalt an sich werden.

Und ich kann ja noch das Gefühl haben, je mehr man sich mir als Mitarbeiter zuwendet, dass ich immer noch nicht genug bekomme. Denn das ist ja das Problem, dass ich als Mitarbeiter eigentlich keine Zuwendung bekomme. Das soll ja auch so sein. Zuwendung muss ich woanders her bekommen. Konfliktberatung im Team ist auch eine Form von Zuwendung. Da kann man sehr

schnell gierig werden, das kenne ich aus eigener Erfahrung. Wir müssen die Reife haben zu erkennen: Probleme, die man mit anderen hat, sind auch durch die Arbeit bedingt, strukturbedingt. Wenn man eine schwierige Arbeit macht, kann es eben sein, dass jemand z.B. unbewusst die Ausstrahlung entwickelt, dass er sehr viel Distanz um sich herum haben will. Das muss man verstehen.

*Können Sie noch Näheres zum Umgang mit Aggressionen und Zwängen, zum Verständnis auch von Autismus sagen?*

Beginnen wir mit den Zwängen. Zwänge sind notwendig, um Ängste im Griff zu haben. Wir arbeiten so, dass wir Zwänge als sinnvoll akzeptieren. Wir bitten in der Gemeinschaft um Toleranz. Wir versuchen, über den Zwang auch Kontakt mit den Betreuten zu bekommen. Für uns ist das Ausleben und das Begleiten, das Zulassen des Zwanges auch Aufbau von Beziehung im Sinne von positiver Übertragung, als ein Ansatz, auch über andere Dinge mit dem Betreuten ins Gespräch zu kommen. Wir erleben, dass dieser akzeptierende Umgang mit dem Zwang viel Öffnung in der Beziehung erzielt und die Möglichkeit bietet, pädagogisch zu arbeiten. Wir haben hier konkret mit Waschwängen zu tun, die wir erlauben. Ein Betreuer hier duscht eine halbe Stunde täglich exzessiv. Wir haben eigens einen Brunnen an diese Dusche angeschlossen, haben uns ein Solar angeschafft, damit es von den Kosten her erträglich wird. Die wirtschaftlichen Zwänge sind ja auch da. Dieser Hof bot die Möglichkeit, einen Brunnen anzuschliessen, und wenn der leer ist, dann kann ich wiederum über das sinnliche Nachvollziehen ihm plausibel machen, warum das Duschen nicht geht, aber nicht im Sinne: „Du darfst nicht duschen, weil es Geld kostet. Denn das ist nicht nachvollziehbar.“

Dann haben wir speziell auch noch den „Kuchenbackzwang“ hier, den wir uns biographisch erklären. Ich muss es folgendermassen erklären: Der Vater war Nachtschichtarbeiter, und das Kind musste tagsüber ruhig sein, war aber autistisch und hat geschrien. Er konnte überhaupt nicht nachvollziehen, warum tagsüber ruhig sein sollte. So hat er sich von seinem Vater abgelehnt gefühlt und ihn – man kann so sagen – gehasst. Die Mutter hat er geliebt und so auch das häusliche Element. Dieses Inder-Küche-Stehen bedeutet für ihn quasi das Bild der Mutter, die ihn versteht. wenn wir ihm das genommen hätten, wäre ihm praktisch auch seine emotionale Entwicklungsstufe, auf der er steht, genommen worden. Von daher haben wir dieses Kuchenbackengesehen als etwas, das ihm seine Hülle gibt, wo er den Kontakt zu seiner Kindheit, zu Momenten, wo er sich wohl gefühlt hat, wiederherstellt in seiner Phantasie. So haben wir in dem kleinen Zimmer neben seinem Schlafzimmer eine zweite Küche installiert, und er backt heftigst Kuchen.

*Ihr denkt, Zwänge haben eine inhaltliche Begründung.*

Eine Begründung, die ich zunächst als Außenstehender nicht verstehen kann, die ich aber irgendwann erfahren werde, wenn ich diese Zwänge mitlebe. Am Zwang verbietend zu arbeiten bedeutet letztlich, den Betreuten in das Loch der Angst fallen zu lassen. Nach Angst kommt Aggression.

*Wie sehen Sie das für Kinder?*

Das kann ich nicht beurteilen. Ich würde es so formulieren – aber das ist laienhaft: Bei Kindern, würde ich behaupten, ist es identisch. Letztlich können Kinder ihr Aggression nicht so einsetzen, dass sie zur Grenze werden, wie Erwachsene. Vor der Aggression eines Erwachsenen habe ich Angst, bei einem Kind bin ich mit sicher, der Mächtigere zu sein, seine Aggressivität irgend wie in den Griff zu bekommen. Dies könnte zu der Versuchung führen, den Zwang des Kindes nicht so ernst zu nehmen. Im Prinzip sind wir auch aus Respekt vor Aggression auf den theoretischen Standpunkt gestoßen, den ich Ihnen jetzt erzählt habe. Wir haben auch nicht von Anfang an gewusst, dass man einen Zwang nicht bearbeiten darf. Auch wir haben Blumentöpfe, die immer in eine bestimmte Reihenfolge gestellt wurden, so gestellt, wie es uns besser gefiel, bis wir eben

erkannt haben, dass deshalb immer die Fensterscheiben kaputt gegangen sind, bei jemandem, der sich sprachlich nicht verständlich machen konnte. Wir akzeptieren den Zwang und hoffen, dass er sich auslebt, im Sinne einer Reifung, dass neue Entwicklungsschritte sich bilden und daraus eben ein neuer Zwang kommt, oder eine Veränderung des Zwanges, oder der Zwang vollkommen fallen gelassen wird: Dass die Freiheit entsteht, nicht mehr so zwanghaft zu sein. Das wird aber vom Betreuten angeboten und dann steigen wir ein.

*Habt Ihr schon erlebt, dass Zwänge ganz verschwinden?*

(überlegt) Ja, bei C. der Ordnungszwang beim Essen, dass alle Essensbestandteile voneinander getrennt werden mussten, die Nudeln, die Sosse. Das geht ja nicht, und dann kam regelmässig die Aggressionen im Erleben, dass es nicht gelingt, den Zwang leben zu können. Da haben wir erlebt, dass in dem Masse, wie wir mit den Aggressionen bei ihr weiterkamen, sie immer mehr Aggressionen weglassen konnte, der Ordnungszwang bei ihr wegfiel. Oder der Kleiderzwang, der ist so gut wie weg.

(D.A.): Manchmal noch, aber nie in diesen Ausmass.

(W.A.): Jeden Morgen beim Anziehen mussten die Kleider so sitzen, dass sie keine Falten warfen, was natürlich nie gelang und sie ist jedesmal explodiert. Wir haben dann nicht mit dem Zwang gearbeitet, sondern ihr wörtlich gesagt: „Wenn du deine Kleider so haben willst, das sollst du ruhig versuchen, ich kann dir nicht helfen, aber ich sage dir jetzt schon, das wird dir nicht gelingen. Nur dann musst du es ertragen und verkraften, dass du daran scheiterst und es dir nicht gelingt. Das Tellerschmeissen geht nicht, das werden wir begrenzen. Den Zwang kannst du weiter haben, aber die Aggression, mit der müssen wir arbeiten, die können wir nicht aushalten. Es gibt also eine Linie von der Angst zum Zwang, vom Nicht–Ausleben– können des Zwanges zur Aggression.

Das ist eine Begründung auch für Aggression. Wir versuchen, bei der Aggression die Ursache herauszufinden durch das Mitleben und Verstehen. Aggression hat so viele unterschiedliche Ursachen, in der Antipathie gegenüber einem Mitarbeiter, weil der vielleicht zu laut ist oder man in einer bestimmten Situation falsch behandelt worden ist bis hin zu Zwängen oder zu Ängsten, realen oder solchen, die in der eigenen Phantasie sind, etwa zu brennen oder auseinander zuberechnen. Jemand hat mir erzählt, wenn er anderen ins Gesicht sieht, bekommt er soviel Angst, weil es selbst auch gesehen wird. Bei der Aggression gibt es nur die Möglichkeit zu verstehen, warum dieser Mensch aggressiv ist. Das erlebt man irgendwann, wenn man dabei bleibt – wobei man diese Arbeit nicht alleine machen darf, gerade die Aggressionsarbeit, zur eigenen Sicherheit. Es ist schon möglich, dass etwas passiert und das sollte man möglichst ausschliessen.

Wenn wir jemanden aufnehmen, der aggressiv ist, haben wir hier im Haus die Möglichkeit, räumlich getrennt von der Gruppe zu arbeiten. Denn zum einen sind die Aggressionen eine Bedrohung für die Gruppe, und zum anderen auch deshalb, weil Leute, die früher selbst aggressiv waren, noch einmal erinnert werden, angeregt werden. Dazu kommt auch, dass bei den Betroffenen die Tag–Nacht–Rhythmen nicht mehr da sind, dass es auch nachts zu Aggressionen kommt, zum Schreien, zu anderen Formen. Hinzu kommt, dass Menschen, die in der Gruppe aggressiv sind, Schuldgefühle entwickeln und es wird ihnen erschwert oder gar unmöglich, nachher wieder unbelastet in die Gruppe zu gehen.

*Aggressionsarbeit bedeutet also, dass Sie mit dem Betroffenen zusammen sind...*

Räumlich getrennt von der Gruppe und versuche, mit ihm Kontakt aufzubauen.

Ja, man kann erst einmal den Raum als Begrenzung sehen. Nehmen wir zum Beispiel einen jungen Mann, mit dem ich gearbeitet habe, der von einer geschlossenen Station der Psychiatrie kam, wo er wegen starker aggressiver Erregungszustände war. Mit dem haben wir gleich in den Räumen gelebt, er ist gar nicht auf die Gruppe gegangen. Wir gehen ja davon aus, dass die Aggressionen hier genauso entstehen.

Wir gehen gleich in Räumlichkeiten, wo die Aggressionen gelebt werden kann, also nicht im Sinne eines Verbotes niedergemacht wird, entweder durch Medikamente oder durch Fixierungen etc.. Mit

ihm haben wir ganz intensiv ein Wochenende gearbeitet; er hat Sprache, was in enormer Vorteil ist bei der Bearbeitung der Aggressivität. Er ist sofort auf und losgegangen, als wir die Fixierungen gelöst haben, er war im Prinzip froh, dass er es machen konnte...

*Ihr ward zu zweit.*

Ja. Wir haben uns zuerst durch Kissen, die wir da liegen haben, geschützt. Wir haben mit ihm gesprochen, ihn gefragt: „Warum? Wir tun dir hier nichts“, als Versuch, die Situation zu beruhigen, ohne zu verstehen, worum es geht. Erst muss man die Situation bereinigen. Und nie kritisieren. Wir können das Argument einbringen: „Ich will mit dir zusammenleben. Nur ich kann nicht mit Aggressionen leben. Ich kann sie mit dir in diesem Raum eine Zeit lang aushalten, ich kann mich damit beschäftigen. Ich will dir helfen, dass die aufhören, aggressiv zu sein. Die Grenze brauche ich.“

Wir wurden dann immer massiver und heftiger angegriffen und haben erkannt, dass über das Beruhigen, Darstellen, Erzählen, über den Versuch, alle Wünsche zu erfüllen, nicht helfen können. Es gibt eine Form der Aggression, wo das hilft, wenn man sagt: „Gut, du darfst hier ins Kino gehen und draussen vor der Tür rauchen...“ Gewisse Stufen der Aggression verschwinden dann. Das muss man zuerst abklären, aber das war hier nicht der Fall. Man erkennt dann in der Aggression das Psychotische, das Weggehen, den starren Blick, das Weisswerden der Haut. Da kann man mit Sprache nichts erreichen. Bei dieser Form der Aggressivität arbeiten wir dann so weiter, dass man die Belastung, die dieses Aggressivsein für den Betreuer auch bedeutet, ihm signalisiert: dass man sich als Betreuer schützt, „Aua“ schreit und auch Angst signalisiert und sagt: „Du tust mir weh, ich halte das bald nicht mehr aus.“ Wenn man also jetzt selbst in den Dialog hereingeht, in die partnerschaftliche Auseinandersetzung, ist zwar die Psychose noch da – die wird weiter unbewusst inszeniert – aber die bekommen das trotzdem mit, diese Belastung, jemanden anzugreifen, jemandem weh zu tun. Sie können es zwar nicht lassen, weil die Angst grösser ist davor, was passiert, wenn sie aufhören, aggressiv zu sein.

Im Prinzip heisst das, den anderen zerstören zu müssen, um sich vor den Folgen, die sie ja immer erlebt haben zu schützen: Weil sie aggressiv waren, wurden sie bestraft, wurden sie fixiert, ausgeschimpft, ausgegrenzt. Um diese Folgen nicht erleiden zu müssen, bleibt man weiter aggressiv.

Dann wird dem Betreuten gegenüber bis zur extremsten Belastung – das spürt man einfach – dieses Defensivverhalten praktiziert, dass wir einfach sage: In dem Betreuten muss einfach ein stückweit moralisches Empfinden dafür da sein, dass er mit seiner Aggressivität den anderen überfordert, ihm Angst macht, kurz vor dem Zerstören ist. Das ist da. Und wenn wir zu zweit sind, haben wir auch die Sicherheit, dass uns selbst keine Zerstörung geschehen kann. Wir sprechen uns vorher ab, in welchen Situationen man die Hilfe des Anderen herbeiruft, und sich dann trotzdem wegwälzt, wegläuft, sich im Raum versteckt. Dann wird diese Stufe des defensiven Partnerseins in der Aggression praktiziert, bis zu dem Punkt, wo man gemeinsam den Eindruck hat, der Betreute hat jetzt genug, er leidet so sehr unter sich, dass er erlöst wird, wenn wir ihn jetzt abgrenzen. Das kündigen wir dann an. Wir sagen dann: „Es geht jetzt nicht mehr anders. Wenn du jetzt nicht aufhörst, dann wehre ich mich. Dann muss ich dir auch wehtun.“ Das sagt man dann und wartet, ob dieser Schritt der Verbalen ausreicht, um die Aggression auszuschalten. Wenn es dann weiter geht, dann kämpft man mit, holt ihn zu zweit, hält ihn fest, legt ihn auf die Matte, setzt sich mit seinem Körpergewicht auf ihn, dass er erlebt, der andere ist mächtiger. Die eigene Gewalt so einsetzen, dass der andere erlebt: er kann nicht mehr zerstören, er wird in seinem Zwang zu zerstören durch eine mächtigere Gewalt begrenzt.

*Was auch entlastend ist.*

Was bei allen Betreuten an diesem Punkt entlastend ist. Dann wird das im Prinzip bei den nicht ganz so Schwierigen noch mal wiederholt, um die Sicherheit zu geben, dass diese Grenze auch wirklich die Grenze ist. Wir haben bei dem letzten Betreuten erlebt, dass innerhalb von einem

Wochenende die Aggression dadurch weg war. Wir haben an diesem Wochenende natürlich auch mit ihm in einem Raum geschlafen und sind mit ihm zusammen gewesen von Freitag bis Sonntag. Dann war im Prinzip die Auflösung der Aggressivität geleistet, und man konnte mit ihm ganz vernünftig reden. Er war dann noch einmal aggressiv, als Helmut Kohl als Bundeskanzler abgewählt wurde, das hat er nicht verkraftet. Da wurde er wieder aggressiv und wir mussten für ein paar Stunden in dieser Art mit ihm umgehen in diesem Raum. Hinterher hat er sich entschuldigt und geweint, es tat ihm sehr leid.

Man muss sehr aufpassen, wenn die Aggression durch die mächtigere Gewalt der Betreuer angefacht worden ist. Dann kann die Autoaggression kommen. An diesem Punkt muss man dann zurück und sagen: „Sei lieber aggressiv zu mir“ und in diese defensive Haltung hereingehen, die ich vorher geschildert habe, wieder bis zu diesem Punkt es aushalten, wo man empfindet, dass es nicht mehr geht. Bei der Autoaggression muss man zurückgehen, da wird die Macht nicht verkraftet. Da muss man wieder an sich etwas ändern, sich zurücknehmen und sich auch entschuldigen. Bei C. (einem Betreuten) habe ich mich immer entschuldigt, wenn ich Gegengewalt eingesetzt habe. Und nie verbal kritisieren in der Aggressionsarbeit.

*Die Aggressionsarbeit ist eine spezielle therapeutische Form im Rahmen Eures Gemeinschaftslebens.*

Die direkt gebunden ist an die Situation, in der die Aggression auftritt.

*Wie viele Ihrer Betreuten hatten solche schwersten Aggressionen?*

Wir haben sie bei fünf von ihnen sehr intensiv gehabt, bei den anderen gab es andere Schwierigkeiten, etwa Autoaggressionen oder andere Probleme.

*Wie verstehen Sie Autoaggression?*

In diesem Haus hatten Autoaggressionen immer damit zu tun, dass die Betreuten mit Verboten konfrontiert waren, gegen die sie sich nicht durchsetzen konnten. Konkret waren es Verbote beim Essen. Dann gab es Autoaggressionen, wo die Wut im Prinzip nicht ernst genommen wurde, nicht als Botschaft verstanden wurde, dass jemand etwas nicht will.

Vielleicht noch kurz etwas zum Autismus. Wir sehen den Autismus so, dass wir einerseits erleben, dass bestimmte sinnliche Fähigkeiten anders sind als bei uns, sei es zum Beispiel im Hören, Sehen, Schmecken, vor allem bei der Gleichgewichtswahrnehmung: Da haben wir zwei Betreute, bei denen wir sicher sind, dass sie den Boden unter sich immer als schwankend erleben wie auf einem Schiff. Dann die Übersensibilität im Hören. Wir erleben, dass diese Abkapselung und das Beziehen auf sich selbst eigentlich eine Schutzsucht, das Äussere aussen vorzulassen. Hier haben wir den Ansatz – neben dem, was wir schon vorhin gesagt haben – dass autistische Menschen die Fähigkeit haben, sich anzupassen. Über lange Zeit und vor allem, wenn man die Jahresschritte sieht, verschwinden diese Dinge. Nicht, dass die Wahrnehmung anders wird, aber die Schutzfunktion wird eine andere, das heisst, das Zuhalten der Ohren geschieht nur noch ansatzweise, oder es wird weggelassen. Wenn man als Lebensgemeinschaft über Jahre zusammenlebt, im Erwachsenenalter, wo es nicht um die Reifung durch die Pubertät geht – da wird es ja noch dramatischer empfunden – klingen diese Dinge auch ab. Insofern gehen wir auf diese Symptome zwar ein, aber es passiert uns auch im täglichen Umgang, dass wir sie nicht im Bewusstsein haben. So erleben unsere autistischen Menschen, dass eine Gemeinschaft auch mal laut ist. Mit der Zeit finden sich auch andere Mechanismen, etwa geistige, damit umzugehen – unterstützt durch die lange Zeit des Zusammenlebens und der Sicherheit der festen Person, mit denen man zusammenlebt. Wir versuchen, keine spezielle Autismus-Therapie, ausser unserer Zusage den Menschen gegenüber, dass sie bleiben können, wenn sie hierher kommen. Wir versuchen, ihnen in bestimmten Verhaltensweisen, wie Angst oder Aggression, zu helfen, aber nicht beim Autismus. Es geschieht, ereignet sich, dass der Autismus sich auflöst.

*Noch eine Frage zu vorhin, den Autoaggressiven. Die Gründe, die Sie aufgeführt haben, waren seelischer oder sozialer Natur. Was halten Sie von der Ansicht, dass die Autoaggressionen mit einem ungenügenden Leberleben zu tun haben?*

Hm....

*Ich meine jetzt solche Kinder und Jugendliche, denen die Autoaggression keinen Schmerz zu verursachen scheinen, die auch chronischautoaggressiv sind, und die erleichtert scheinen, wenn sie fixiert werden.*

..... wie soll ich es ausdrücken... Grundsätzlich ist der Gedanke zu helfen vorrangig in diesem Haus, und das Leberleben ist ein zutiefst subjektives Erleben, was speziell das Individuum mit seinem Schicksal, seinem Karma verbindet und da auch seine Begründung hat. Im sozialen Miteinander spielen andere Dinge, die ich vorhin erwähnt habe, eine Rolle, und insofern haben wir das hier nicht so erlebt, dass wir diesen Aspekt in unseren eigenen Möglichkeiten zu helfen, angewandt haben. Wir haben das Angebot der Beziehung, das Soziale, nur das können wir auch.

*Aber Ihr habt auch Menschen mit chronischer Autoaggression hier gehabt.*

Ja.

*Vielen Dank für das Gespräch.*

Das Gespräch mit Wolfgang Armbrüster führte *Bernhard Schmalenbach*.

*Wolfgang Armbrüster*, geb. 7.11.53 in Lauterbach / Saarland, 1976–1983: Studium der Diplom-Pädagogik (Schwerpunkt Geistigbehindertenpädagogik) in Bonn und Köln; 1984–1990: Leiter einer Einrichtung für erwachsene behinderte Menschen mit autistischen Verhaltensweisen in Wuppertal; 1991–heute: Leiter der Therapie- und Lebensgemeinschaft in Wuppertal und Halver; einzeltherapeutische Arbeit in der Stiftung Tannenhof, Remscheid. Mit D.A. Bezeichnete Beiträge stammen von Doris Armbrüster.

*Quelle:* Seelenpflege in Heilpädagogik und Sozialtherapie; 18. Jahrgang Heft 2, Johanni 1999  
Herausgegeben von der Konferenz für Heilpädagogik und Sozialtherapie in der Medizinischen Sektion der Freien Hochschule für Geisteswissenschaften am Goetheanum, Dornach (Schweiz)